

- Andreas Heller u.a. Hg., Religion und Alltag. Sozialwissenschaftliche, theologische und volkskundliche Deutungen, Wien 1990.
- Hugh McLeod, Weibliche Frömmigkeit – männlicher Unglaube? Religion und Kirche im bürgerlichen 19. Jahrhundert, in: Ute Frevert Hg., Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, Göttingen 1988.
- Ingo Mörth, Zwischen „Aberglauben“ und „Ideologie“. Aspekte von Alltagsreligiosität am Beispiel Österreichs, in: Ebertz u. Schultheis, Volksfrömmigkeit.
- Edith Saurer, Frauen und Priester. Beichtgespräche im frühen 19. Jahrhundert, in: Richard van Dülmen Hg., Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn, Frankfurt am Main 1990.
- Martin Scharfe, Evangelische Andachtsbilder. Studien zu Intention und Funktion des Bildes in der Frömmigkeitsgeschichte vornehmlich des schwäbischen Raumes, Stuttgart 1968.
- Wolfgang Schieder, Religion in der Sozialgeschichte, in: ders. u. S. Sellin Hg., Sozialgeschichte in Deutschland III: Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte, Göttingen 1987.
- Barbara Welter, The Feminisation of American Religion 1800 – 1860, in: M. S. Hartmann u. L. Banner Hg., Clio's Consciousness Raised, New York 1976.

Christa Hämmerle, Wien

Ursula Beer, Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/New York: Campus 1990, 329 S., öS 304,20/DM 39,00, ISBN 3-593-34176-X.

„Geschlecht“ stellt ein grundlegendes Strukturierungsprinzip moderner Gesellschaften dar. Das ist eine zentrale Annahme der umfangreichen Publikation von Ursula Beer: *Geschlecht, Struktur, Geschichte*, die 1990 bei Campus erschienen ist. Ausgangspunkt dieser Habilitationsschrift bildeten die Vorarbeiten zu einem empirischen Forschungsprojekt über „Frauenarbeit und Existenzsicherung“.

Geschlechterungleichheit zu Lasten der Frauen besitzt viele Gesichter. Sie reicht von geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung bis hin zu kultureller Symbolik im Denken, im Sprechen, in der Körperhaltung u.v.a.m. Geschlechterungleichheit besitzt aber v.a. systemischen Charakter, der keinen Bereich von Gesellschaft unberührt läßt. Freilich bedeutet Geschlecht als Strukturkategorie aufzufassen für Beer nicht, daß dieses keinen Veränderungen unterliegen würde. Im Gegenteil, Beer geht von einer Dynamik des Geschlechterverhältnisses aus, die sich innerhalb einer relativ stabilen industrialisierten Gesellschaft entfaltet.

Die erste Arbeitshypothese von Beer ist die von der Existenz zweier gesellschaftlicher Arbeits- und Produktionsbereiche. Als Differenzierungsmerkmal bietet sich die Unterscheidung zwischen markt- und nicht-marktvermittelter Arbeit an, wobei diese Unterscheidung zugleich eine geschlechtsspezifische Markierungslinie darstellt.

Die zweite Arbeitshypothese bezieht sich auf den Begriff der Produktion in der Bedeutung der generativen gesellschaftlichen Bestandserhaltung und geht davon aus, daß dieser mit der Ausübung und Zuweisung nicht-marktvermittelter Tätigkeit verschränkt ist.

„Läßt sich begründet von einer sozio-ökonomisch strukturellen Benachteiligung von Frauen im Vergleich mit Männern sprechen, (...) dann müßte sie

sich aus dem ‚inneren Band‘ erklären lassen, das die ‚Ökonomie‘ warenproduzierender Gesellschaften zusammenhält.“ (22)

Über weite Strecken ihrer Arbeit geht es Beer um die rekonstruktive Ebene der materialistischen Erkenntnistradition.

„Eine politisch-ökonomische Theorie des Geschlechterverhältnisses relativiert den Begriff von Ökonomie als einer waren- und lohnarbeitsbezogenen allein durch den Einbezug unentgeltlicher Produktion außerhalb des Marktes.“ (64)

Das Materialismus-Postulat der Frauenforschung knüpft an den von Marx formulierten Anspruch an, wissenschaftliche Erkenntnis habe am materialen Lebensprozeß anzusetzen. Dieses Materialismus-Postulat wird als Grundlage

„einer theoretischen Konzeptualisierung verstanden, die die unentgeltliche Frauenarbeit im Haushalt, die außerhalb des Marktes geleistet wird, als Bestandteil der Produktion von Lebens-Mitteln und die Gebärtätigkeit von Frauen als Bestandteil der Produktion von Leben, auszuweisen mag“ (71 f).

Das feministische Materialismus-Postulat stellt jedoch auch die Geltung zweier konzeptueller Grundaussagen der Marx'schen Theorie in Frage: die des Basis-Überbau-Theorems, in dem es den Basisbegriff als unzulänglich deklariert, und die des Verhältnisses von Objektivität und Subjektivität, in dem es die Geschlechtlichkeit und Leiblichkeit von Individuen akzentuiert. Diese Annahme gilt zumindest für die Vermutung der Existenz geschlechtsspezifischer Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen, die in ihrer Subjektivität wiederum soziale Wirklichkeit und damit auch „Objektivität“ erkennen, gestalten und transformieren.

In der Folge stellt Beer den Strukturbegriff in den Mittelpunkt ihrer Analyse.

„Das Unsichtbare im Sichtbaren der Marx'schen Theorie müßte in einer Formbestimmung Gestalt annehmen. Eine solche Formbestimmung kann sich nicht auf die generativ-reproduktive Dimension im Geschlechterverhältnis beschränken. Von einer solchen ‚Form‘ kann nicht die Rede sein, wenn sie nicht zugleich das ‚produktive‘ Element einschliesse und damit ins Verhältnis Lohnarbeit und Kapital hineinreichte.“ (109)

Einen breiten Teil ihrer Untersuchung widmet Beer schließlich der „sozialen Konstitution des Geschlechterverhältnisses“ in seiner historischen Dimension. Dabei geht sie davon aus, daß die ständige Einheit von Wirtschafts- und Bevölkerungsweise als Ausgangspunkt der Transformation des Geschlechterverhältnisses anzusehen ist (152).

Sehr plastisch arbeitet Beer den Patriarchalismus des Gesinderechtes und Dienstvertragsrechtes in agrarisch-handwerklichen Wirtschafts- und Familienverbänden heraus; sie referiert noch einmal ausführlich die soziale Konstitution „der Hausfrau“ als moderne „Institution“ und geht auf das Geschlechterverhältnis in seiner Bindung an historisch-besondere Eigentumsformen ein.

Spätestens wenn Ursula Beer im abschließenden Teil ihrer Arbeit noch einmal das Anliegen formuliert, ihre Analyse der Widerspruchskonstella-

tionen des Geschlechterverhältnisses an die originäre Marx'sche Theorie rückzubinden, drängt sich freilich die Frage auf, ob Beer dem marxistischen Theoriegebäude nicht in einer scholastischen Art verhaftet geblieben ist. Ihre Auseinandersetzung mit den Theorieentwürfen des Marxismus ist überaus gründlich und fundiert. Und doch möchte ich fragen, ob feministische Theorie das marxistische Paradigma nicht radikaler verlassen muß, um neue theoretische und politische Wege einschlagen zu können, ohne dabei notwendig auf grundlegende Erkenntnisse des historischen Materialismus verzichten zu müssen.

Erna Appelt, Innsbruck/Wien

Dietmar Becker, Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp, Ali Wacker, **Zeitbilder der Technik. Essays zur Geschichte von Arbeit und Technologie**. Bonn: J. H. W. Dietz Nachf. 1989, 244 S., öS 310,40/DM 39,80, ISBN 3-8012-4001-0.

„Eine Zeit, die das Gedächtnis für die Dinge, die ihr Leben formen, verloren hat, weiß nicht, wo sie steht, und noch weniger, was sie will“ – schreibt Siegfried Giedion in „Herrschaft der Mechanisierung“ (1982) und dieser „Erinnerer“ und „Chronist“ der Geschichte der Dinge steht Pate für den Anspruch der vier Essays, vergessene, zugeschüttete bzw. übersehene Qualitäten und Dimensionen von Technik und Technologien, die Verschränktheit von sozialen Lebens- und Arbeitsverhältnissen mit den „leblosen“ Zeugen der Geschichte, den technischen Erfindungen zu thematisieren.

„Zeitbilder der Technik“ ist der Sammelband umschrieben und verweist assoziativ auf Bild- und Zeitwahrnehmungen, Bilderproduktion und Zeiterfahrungen, Zeit-ent-deckung und Zeitvernichtung, die durch die Technikentwicklung beeinflusst wurden. Es sind sozialpsychologische, philosophische, kulturalanthropologische und feministische Reflexionen über den Gehalt von Technik, also Themen, die heute in den Ingenieur- und Computerwissenschaften keinen nennenswerten Stellenwert einnehmen, im Gegenteil: aus diesen Wissenschaften unter der Superintendanz pragmatisch-ökonomisch interpretierter Naturwissenschaften beinahe völlig verdrängt, abgedrängt werden konnten.

Diesem Auseinanderfallen von Funktion und Gehalt der Technologien, deren obsessive Referenzen an ein Nützlichkeitspostulat (mit auf Allgemeines verweisenden Argumentationsweisen wie z.B. „zum Wohle der Menschheit“, „im Namen des Fortschritts“ etc.) als oberste Maxime, wollen die Autorinnen und Autoren eine „andere“ Geschichte einschreiben. Die Essays bieten – im Gegensatz zu vielen anderen sozialwissenschaftlichen Texten – eine Auseinandersetzung abseits einer Technik-Kritik, die sich im Aufzeigen des Zusammengehens von Technik und instrumenteller Rationalität erschöpft, also selbst Technik auf einer bloß „rationalen“ Ebene wahrnimmt und kritisiert. Die vier Sozial- und KulturwissenschaftlerInnen bemühen sich gerade um die Freilegung der Vermengtheit von Phantasien und Realitäten, über die uns eine Geschichte der technischen Erfindungen *auch* erzählt, „lesen (...) deren Gestaltun-